

fißt, ohne ein Wort zu finden. „Die Frage ist in der Schule offenbar noch nicht behandelt worden.“ bemerkte der General. „Der Oberleutnant, ist ein Vogen Fließpapier da? Ja? So schön, geben Sie ihn her.“ Zum Gesetzten gewendet, fuhr der General fort: „Sollen Sie hier, die Vogen Fließpapier bei ein Fließpapier legen Sie ihn auf den Tisch.“ Und nun Ihre läche Hand wie einen Fuß in die Mitte des Bogens, und machen Sie, als ob Sie einem Nekruten zeigen müßten, wie der Lappen zu legen ist! Der Gesetzte staut, wie ihn geheizen; es war alles gut, nur den vordern Fingel bog er über die Seite hinab, so daß derselbe auf die Fußsohle zu liegen kam. „Behen Sie, Herr Oberleutnant,“ begann der General, „dies ist falsch! Was müßt mit mir ganze fünfzig Beopler, die einen sehr zweifelhaften Veriß hat, wenn der Gesetzte oder Spornal nicht einmal die beste Legart der Fußklappen den Nekruten beibringen kann. In den Weinen liegt der Sieg und die wichtigste Kunst des Infantenriens ist Mar schiren und Schießen! Wenn der Gesetzte aber die Mannschuß leht, den Riß des Schwabappens herunter statt hinauflegen, so treten sich bei anstehenden Wachen die Leute Wollen auf den Schößen, so daß sie nicht weiter marschiren können, sondern im Stragengraben liegen bleiben. Wird der Riß heruntergebogen, so tritt ein Theil der Sohle hoch, so daß von den 250 Mann, mit denen die Compagnie ins Feld marschirt, nach den ersten drei Selbungsstunden fünfzig Fußmarode in den Spitalen zurückbleiben. Wird dagegen der Riß nach oben gelegt, oder so hoch, daß kein Druck entsteht, so treten die Sohle auf eine glatte Fläche und die Weine in die Compagnie in voller Kriegsbewegung ins Gefecht. Also wirken Sie dahin, daß die Unteroffiziere der Mannschuß die Bedeutung des Sages beibringen: In den Weinen liegt der Sieg!“

„Der Elefant und die russische Nationalhymne.“ Unter diesem Titel erzählt ein englisches Blatt folgende Schurke: Der Direktor einer in einer kleinen französischen Stadt aufgeschlagenen Menagerie kündigte eines Tages an, daß eines seiner untergeordneten Thiere der Elefant Tippo, am folgenden Abend mit seinem Hütel auf einem eigens zu diesem Zweck gebauten Klavier die russische Nationalhymne spielen werde. In hellen Scharen strömte das Publikum in die Menagerie, um dem eigenartigen Schauspiel beizuwohnen. Nachdem Tippo die Veranmeldung würdevoll begrüßt hatte, ging er, ohne auch nur im geringsten vom Vornahmegeber erwidert zu sein, gemessenen Schrittes zum Klavier und lösthe sich eigenmächtig von demselben ab. Er schritt erleblich, so daß eben ein Elefant erblissen kam — und wie ein Wadisch in Ohnmacht fiel. Aus er wieder zu sich kam, ätzte er am ganzen Körper; dann rief er, indem er seinen Hütel wie in ruckartiger Anstöße zum Himmel erhob, einen solchen Schrei aus, daß zwei Strohhalme summt und die Herren und Damen zu weinen begannen. Der Menagerie-Direktor war natürlich sehr natürlich über das Geschehen bedauert sehr entrüstet und lud den Klavierlehrer Tippo zu einer längeren Unterredung ein. Nach Verlauf der Unterhaltung, die eine halbe Stunde dauerte hatte, erschien der Direktor wieder in der Arena und kündigte an, daß zu seinem Bedauern die Vorstellung nicht stattfinden könne; Tippo habe nämlich in dem Glanben der Klavieristen das Glanben seiner weichen er sich, das Andenken der theuren Verstorbenen durch Herumschlagen auf ihren Bahnen zu beleidigen. Unter diesen Umständen könne er, der Direktor, nichts Besseres thun, als die russische Hymne von der Circuskapelle spielen zu lassen, was denn auch unter allgemeinem Beifall geschah. Nach der russischen Hymne wurde dann noch die Mariellaise heruntergespielt, worüber Tippo in so freundliche Aufregung gerieth, daß ohne Rücksicht auf seine verstorbenen Mutter das ganze Klavier in Stücke schlug.

Die südafrikanische Bierwelt, welche noch bis vor kurzem ihrer Indern und indischen Exemplare wegen berühmt war, fällt in demselben Verhältnisse der allmähigen Vernichtung anheim, in welchem der Mensch landeinwärts weiter vordringt. Manche Acker sind bereits vollständig ausgehorben. Komte I. J. Zulsteden an den Weinen von Dranten in der Provinz des Amnatsa von Tieren schiken, wie man sie vor dieser Zeit in Europa noch nicht gesehen hatte, so sind jetzt Büffel, Elefanten, Hyänen, Gheistiere, Zebus, Klauabüde, Quaggas u. s. w. im südlichen Theile Afrikas nahezu ausgerottet. Neuerdings scheint unter den Büffeln der Entschluß festzusetzen, diesem Vernichtungsprozeß Einhalt zu thun, einer derselben, Wootjen in Grant-Breit, hat sich Glens ein besonderes Gelände abgetheilt, nach welchem sich der wilde Hode an eine große Gesellschaft ist ebenfalls für die Erhaltung der schönsten Exemplare des noch wildes thätig. Im Parlament der Kapkolonie hat der Bur Anrius de Kleis im Antrag auf Abänderung des bisherigen Jagdgeetzes eingebracht, wonach in den verschiedenen Gegenden der Republik größerer, dem Staate gehörige Grundstücke zu Wildbänen hergesteuert werden sollen, welche niemand ohne Erlaubnis der Regierung mit einem Gewehr oder einem Hunde betreten darf; das Schießen des „Sektiers“ und des „Senshredensvogels“ soll über-

dies vollständig verboten werden. Zu diesem begründete seinen Antrag zunächst mit einem sittlichen Hinweis, welchem man, wie er auseinandersetzt, auch etwas offener müßte. Er führte aus, daß er sich imig darüber freue, nicht in einer Zeit zu leben, wo man den Büffeln nur noch aus dem Wege räume, aber in zwei oder drei Menschenaltern sei diese Zeit für Südafrika ganz gewiß eingetreten. Allerdings gehe es nicht an, für Büffel, Hyänen und Wölfe Wildbänen abzugeben und sie unter den Schutz des Staates zu stellen, auch könne nichts dagegen eingewandt werden, wenn der Bauer sich des Giftes bediene, um diese seinem Viehstande sehr gefährlichen Gaste unendlich zu machen, aber im Interesse der Menschheit und des Sports sei es doch in hohem Grade zu bedauern, daß die Thiere, mit welchen einst Simon und Hercules gekämpft hatten, der sichern Vernichtung preisgegeben seien.“ Wie man sieht, gehen in einer Republik die aristokratischen Vertreter des Wildmannsforts ebenso gut wie in einer europäischen Monarchie. Ledrigens entschlamm dieser du Bleiß ein allen adeligen Jagenthusiasten, welches seine Bueige in mehreren Vertretern auch nach Deutsch-land gelangt hat.

Ein kalifornischer Riesenbaum. Auf Betreiben der nordamerikanischen Bundesregierung wird in Chicago ein Theil eines kalifornischen Riesenbaums angeführt werden, und zwar ein Stamm in der Länge von 30 Fuß; der Umfang des Riesen beträgt 23 Fuß. Im Bundesregierungsgebäude der Ausstellung wird dieser Stamm — in drei Theile der Länge nach durchgesägt und mit einem Glasbade versehen werden, so daß das Ganze den Hobbau eines zweiwöchigen hölzernen Hauses darstellen wird. In Fresno County, woselbst der Baum jetzt zerlegt wird, giebt es auch einzelne Exemplare dieser Riesenbäume, welche 33 Fuß um die Taille messen, allein der 23 Fuß messende wurde vorgezogen, da der Kontrakt der Bundesregierung und der Firma Kings River Dumber Co. dahin lautet, daß der Stamm ohne Knoten sein muß, was dem vorerwähnten Exemplar der Fall ist. Die Kosten der Anstellung dieses interessanten Objektes belaufen sich auf mehrere Tausend Dollars, da vom Walde aus eine zwei Meilen lange Verbindung mit der Landstrasse zwecks Fortschaffung des Stokfusses hergestellt werden mußte. Das vorerwähnte Exemplar gehört zur Klasse der Zapfenbäume und wurde von Dr. Emlicher „sequoia gigantea“ bezeichnet. Die Bezeichnung „Sequoia“ ist indianischen Ursprungs und zwar zu Ehren des Heterofines Sequoia, der seinem Stamme das Alphabet für das betr. Idiom der Indianerprache gab.

Eine Entscheidung wegen eines Fisches. — Dieser etwas ungewöhnliche Fall ereignete sich in Joinville an der Marine. Ein Ehepaar war ausgezogen, um in diesem Flusse zu fischen, und der Ehemann war so glücklich, bald einen herrlichen Fischchen an seiner Angel sapseln zu sehen. Während der Fische mit er seine Heutz, hätte herbei, die fischlich mit dem, nach der faherren Fisch aus Land zu ziehen. Jeder gelang es im Wasserbedenher, sich loszureißen, und die Frau sprang im Jagdeifer ihm nach. Dogleich sie, von den Wellen fortgerissen, erbärmlich um Hilfe schreit, bemüht sich der treffliche Gatte, zuerst den Fisch zu erlösen, den er anscheinend seiner Frau Gemahlin vorzog. Sie war kaum durch einen Fremden aus Her gebracht, als sie wie eine Fante auf den Ohngatten losstritzte. Es regnete von beiden Seiten „Verbal- und Beschimpfungen“, dann lief man zum Richter und verlangte sofortige Scheidung. Und das alles um einen Fisch!

Klagelied eines Weisbiertinkers. Das traurige Schicksal der urpöhlischen Aht und Mann erklärten Weisen hat einen ihrer begehrtesten Verehrer im „Kleinen Journal“ zu folgendem lyrischen Erguß veranlaßt:

Zeile, leise, fromme Meise,  
Sühndig dich auf zum Ehrenkreise!  
Wagst du noch so fremdlich zu winten,  
Dier will keiner dich mehr trinken,  
Weil du zu verdächtigt bist!  
Nimmer nippe meine Lippe  
Die laut begehrliebe Strippe.  
Nimmer habe meine Aale  
Sich in einem Weisbiertgale,  
Sicher wäre es mein End!  
Trobden wandte ich und and're  
Wetter hilfberingant zu Land're;  
Nur die mich nicht vor dem Gabe.  
Wenn ich eine Zeile habe,  
Tropje ich dem schwärzen Tod.  
Nod obel! Ein Appenzeller wollte in einem Outladen in St. Gallen einen St kaufen. Appenzeller: „Lad host do da Suet?“ Fräulein: „Drizh Janke!“ Appenzeller: „Nod obel! Aber es hat ja no Wäher dinn?“ Fräulein: „Wöher? Zu was Wöher ein Suet?“ Appenzeller: „Dah d' Giet, wo drizh Janke für jo en Dadel zollt, d' Dure wistreda Gaa!“

[33]

Ein Ehrenwort.

Roman von L. Gaidheim.

Kaum aber waren sie draußen, als der Hausherr seinen Gast am Koffnapfe nahm.

„Nun sagen Sie mir einmal, lieber Freund, wollen Sie mit mir oder dort in jene Thür?“ fragte er kurz und energisch.

„Sie nimmt mich nicht, Oberförster!“ flüsterte Trautmann blaß.

„Das wollen wir doch mal sehen!“ rief kriegerisch der kraftvolle Waldbesorger und schickte sich an, die Frage selbst und sofort zu stellen.

„Bei es — lassen Sie mir. Ich frage Sie,“ wies Trautmann ihn plötzlich entschlossen zurück.

In dem Moment öffnete sich die Hausthür und der Landrath trat in das Haus.

Der Oberförster ging ihm rasch entgegen; Trautmann zu erkennen, vermochte der neue Gast nicht, denn dieser stand im Schatten.

Und nun, ein Herz gefaßt!

Er durchschritt den kurzen Gang, der zu des Oberförsters Zimmer führte.

Sie trat, sich ohne er klopfen konnte, mit dem Cigarrenkästchen aus der Thür, stiegte und lehnte sich plötzlich, wie einen Halt suchend, an den Thürposten.

Er nahm ihre Hand, zog sie in das Zimmer zurück, schloß die Thür und sagte sehr ernst, mit einer Energie, die ihm selbst in diesem Augenblicke unverwundlich erschien.

„Gönnen Sie mir ein Wort, Fräulein Ulla, ich trage diesen Zustand nicht länger! Daß ich Sie liebe, wissen Sie längst —“

„Sie? Mich?“

„Ulla! Ulla! Haben Sie denn gar keine Saite in Ihrem Herzen, die den meinen antwortet? Sie wissen das nicht? Wissen nicht, was Sie mich lieben lassen?“

„Nein, nein! Ist es denn wahr? Das Mitleid reizt Sie hin! Das Mitleid mit meiner Verlassenheit!“ fragte sie in grenzenloser Verzweiflung.

„Nichts reizt mich hin, als die Liebe, Ulla, die heiße, sehnsüchtige Liebe, die Sie tausendmal von sich gewiesen haben! Aber ich kann es nicht länger tragen! Trostlosigkeit und Hoffnungs haben von einem Tage zum andern mein Herz gefoltert oder getödtet, bis ich nichts mehr wußte, als daß ich nicht fort konnte von Ihnen, daß ich selbst die Kraft verloren hatte. Sie zu meiden.“

„Trautmann, ist das wahr?“ fragte sie, ihm ihre Hände lassend mit unbeschreiblichem Ausdruck von Glück und Bangen.

„So hält ich mir also nur eingebildet —“

„Alles, was gegen meine Liebe jagte, Ulla, meine Seele, mein Engel!“ rief er, zog sie in seine Arme, und sie lag an seinem Herzen und betete wie Geyland.

„Ich habe mir immer gesagt, das Glück wäre zu groß für mich!“ sprach sie leise. „Und weil ich wußte, wie steif und kalt und unliebendwürdig ich den Menschen erschien, nur weil ich so unglücklich war und mir so sehr bangte vor ihren Verletzungen, glaub' es mir, Geliebter, nur darum, denn mein Herz ist liebevoll, darum sagte ich mir immer: Was kann er für sich fühlen? Nur Mitleid! Er ist gut und freundlich, darum kommt er zu dir — aus Mitleid.“

Er küßte ihr die letzten Worte von den Lippen, nachdem er die Antwort, die so ernst und wahr an sein Herz drangen, mit tiefer Ehrung angehört hatte.

„Du mein Licht, mein Sonnenschein, wenn du wüßtest, wie ich — ich nach deinem Mitleid mit mir, nach deiner Liebe geschmächt habe! Ich kam dich von Anfang an, so sehr mir auch oft stritten. Dein Leben und meines, dacht ich, müßten harmonisch zusammenfließen; ich fand in deinem Mitleid, in jedem Worte dieses eigene Selbst, und du — weißt du

nicht, wie oft wir ganz dasselbe mit gleichen Worten sagten? Wie wir uns verstanden durch ein unbegreifliches Etwas, geringer als ein Wort oder einen Blick?“

So läßen sie bestimmen, merkten gar nicht, daß der glütige Oberförster heute mit so vielem Gesichts Amors Handlanger spielte, eine brennende Lampe auf den Tisch des Nebenzimmers stellte und die Verbindungstür leise, leise weit öffnete, mit Schmutzeln und Händerreiben wieder ging.

Niemand störte sie, und sie hatten einander so viel zu sagen, daß sie den Flug der Zeit nicht beachteten.

Erst nach Stunden kamen Oskar und Fides lachend, sie zu holen, und nun erst flog die Kunde von den zwei Brautpaaren jubelnd durch das Haus und in die Nachbarschaft. Der Landrath, der längst gemerkt hatte, daß irgend etwas Besonderes die sonst so unbefangene Stimmung in diesem Hause veränderte, und der nach und nach Argwohn schöpfte, empfahl sich längft. Er begriff Fides einfach nicht.

Es war ein Abend — so schön und voll von erstem und lachendem Glück, daß der Oberförster immer nur bedauerte, ihn nicht festhalten zu können.

Die Brautpaare lachten ihn aus damit, vor ihnen lag ja das ganze Leben mit eitel Sonnenchein und Frühlingswohne.

„Wingel!“, sagte Trautmann, als er am andern Morgen zu diesem eintrat — „Wingel, vergehen Sie mir, sie ist mein!“

Er war so tief bewegt, daß er die wenigen Worte kaum sprechen konnte.

Auch Wingel blieb stundenlang stumm. Er hatte sich, am Fenster stehend, eben noch frischer und freudiger aufsehend, als fünf Monaten, mit so herzlichem Blick nach Trautmann umgesehen. Jetzt erlosch das Licht urplötzlich.

Aber nicht eine halbe Minute dauerte dieser für Trautmann vielleicht noch schwerere Moment, da hatte Wingel sich schon gefaßt.

„Gott segne Sie und Ihr Glück, lieber, treuer Junge,“ sagte er mit tiefem Athemzuge, aber mit der ersten Herzlichkeit, die Trautmann immer so wohlthatig hatte.

Und mit der feinen aristokratischen Hand fuhr er ihm sanft über die Augen und meinte lächelnd: „Keine Wolke dort! Genieße den Sonnenschein, mein Freund, habe deine ganze Seele darin und denke nichts anderes, als die Sommerzeit des Lebens festzuhalten!“

„Wingel!“

„Nun sei kein Thor, lieber Freund, ich gebe dir ja nichts. Du hast es dir genommen in erlichem, lokalem Selbstgefühl, und mir hast du aus vollem Herzen gegeben, was mir schmerzlich genug fehlte: Freundschaft und Treue! Und nun erzähle und laß mich dir sagen, daß ich von euch gehalten sein will wie ein junger Onkel, denn du sollst sehen, nun es mir klar entschrieben ist, lobe ich wieder auf und werde, was ich gesehen bin. In mir ist ein Ahnen, als sollte auch mir ein Glück kommen, freilich ein anderes!“

Trautmann berichtete. War es Wingel's eigene Leichtigkeit, seine Empfindungen zu beherzigen, oder war es nur gut gespielte Heiterkeit? Sein Geist wurde sich darüber nicht klar; er hörte interessiert die Details des gefrigen Tages und hatte nur freudliche, herzliche Theilnahme.

Dann mußte Trautmann heim. Die Veröffentlichung seiner Verlobung konnte erst erfolgen, nachdem seine Eltern dazu ihre allerdings fraglose Einwilligung gegeben; Oskar und Fides wollten aber nicht warten; sie hatten die größte Eile, der Welt ihr Glück zu verkünden.

Einige Tage später, es war kurz vor Weihnachten, erreute sich im Schlosse all das Vorbereiten, welches im Anfange des

Für die Redaktion verantwortlich: Hermann Jordan in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.



November durch eine Erkrankung des Herzogs unterbrochen worden.

Zum letzten mal sollte nun der hohe Herr mit seiner Jagdgesellschaft kommen. Es war für ihn beschlossene Sache, sich dieses Besuchs zu entschließen, und wenn die Bewohner Trübsalens sich über diese Aussicht bekrühen, so hatte der Herzog andererseits der Stadt die Erwerbung des Parkes unter so günstigen Bedingungen geboten, daß man darin Ursache zur Dankbarkeit fand.

Der der Käufer des Schlosses und der Ackerländereien, Wiesen und Teiche sein würde, konnte bis jetzt die lebhafteste Neugier noch nicht in Erfahrung bringen; man riet wohl einmal auf Winczel, aber man nannte auch sonst noch viele Käufer; die Ankunft des Herzogs verdrängte für jetzt alle andern Interessen.

Die Prinzess Mathilde es angefangen hatte, ihre eignen Pläne durchzuziehen, blieb Geheimniß; Thatsache aber war, daß trotz der großen Bekanntheit des Namens auch die Herzogin, sie selbst und mehrere Damen des Hofes mitkommen wollten, daß ein großes Jagdhuus mit nachfolgendem Ball geplant wurde, und daß der Adel der Umgegend, sowie einzelne bevorzugte Familien des Städtchens durch Einladungen erhielten.

An Winczel aber kam in diesen Tagen ein Brief von Damenhand und machte ihn lächeln. Gleich darauf ging er selbst zur Gräfin Hohenheim hinüber, und als die vier Hände verlegen sagte, ihr junger Verwandter komme wieder einmal, sie auf der Durchreise für einige Tage zu besuchen, bot er bereitwillig seine Räume, sein ganzes Haus an, falls die Gräfin darüber verhängen wollte.

Sie nahm seine Hand und dankte ihm bewegter, als dazu jetzt gerade Veranlassung war. Wie war sie seit seiner Verwundung so ganz anders gegen ihn — und gar heute, nachdem Mlla ihr gestern vertraut hatte, was sie von Winczel's Herkunft und Jugend erfahren.

Unterdess kam die Prinzess allen voran im Schlosse an, rief ihren ganzen Stab und zuerst Trautmann und Oskar von Trüben zu sich, und nun begann ein Ausschmücken und Ausbügeln der Drangerie, die wieder zum Banquet- und Tanzsaal hergerichtet wurde, gegen das selbst die Sommerballherrlichkeit in nichts geriet.

Wie begreiflich war es, daß die Prinzess auch Winczel einlud, ihr mit seinem guten Geschmack zu helfen, und daß dieser wieder seinen Wohl mitbrachte, daß selbst Mlla, die sich doch wie ihr Bruder, dem Hofe fern halten würde, und dieses sich eifrig und geschäftig bemühte, die zahllosen Papierblumen zu helfen, welche man in Ermangelung wirklicher Blumen zu benutzen hatte.

Und wie schloß sich dieser kleine Kreis ab von der Außenwelt! Es sollte ja alles so gar heimlich geheißen, eine große Ueberrauschung werden für die herzogliche Gesellschaft.

Die hellliche und lächelnd schafften sie alle emig; draußen lag der herrliche Winter auf der Erde, beruhte, schneebedeckte weite Flächen, Sonnenschein und blauer Himmel, sie fragten sich danach vor all dem Frühling in ihren Herzen, und nach den Anordnungen der Prinzess entstand eine wahre Christifreude in dem weiten Raume, eine phantastische Mischung von bequemen Tannenbäumen, Rosen und Lilien, während in den Ecken die großen Trueme an alle diese bunte Herrlichkeit wiederpiegelten.

Aber alles dies war ja nur ein Vorwand für eine andere zauberische und doch echte Herrlichkeit, für das glückselige Zusammenleben der drei jungen Paare.

Am Morgen der Abreise des Herzogs nach Trübsleben lief ein an den Hausminister Excellenz v. Gutmar gerichtetes Schreiben ein, welches derselbe sofort zum Herzog trug, und so ungern Serenijimus sich auch in dieser Stunde mit Geschäften befassen lassen wollte, dies mußte er hören, es war eben so interessant als aufregend.

Und Serenijimus ergab sich in sein Schicksal, hörte erst unwillig und gerstren, dann um so aufmerksam zu.

Mit absichtlicher Umgehung der zuständigen preussischen Behörde wandte sich Graf Alfred Thaddäus Hertenheim, Herr auf Bogrod, Kusla und Werslow, in vertraulicher Bitte an das Herzoglich Russische Hausministerium und bat zunächst um die Erlaubniß, weit auszuholen, ehe er zu dem Gegenstand seiner Bitte komme.

Und nun berichtete der Graf, der sich einen alten kinderlosen Mann nannte, daß im Juli des zu Ende gehenden Jahres ein gewisser Wüter, Apotheker in Trübsleben, sich in Hertenheim nach einem gewissen Mar Winczel erkundigt und später im September seine Nachforschungen schriftlich mehrfach wiederholt hat. Anfolge dieser verchiedenen Schreiben sei man gerichtszeitig in Hertenheim zu der Annahme gekommen, ein bei Trübsleben wohnhafter Mar Winczel, Rittergutsbesitzer, Oesterreicher von Geburt, sei identisch mit einem Hertenheimer gleichen Namens, der vor Jahren Diebstahls halber in Wien verurtheilt und dann sühntig geworden und verholten sei.

Das Hertenheimer Amt habe sich nunmehr, da eine Anfrage bei dem Gericht Trübsleben verjögert gelaufen, an die zuständige Behörde in Wien gewendet und nach vielfachen Hin- und Hergehens und Nachforschungen sei der Hertenheimer Mar Winczel als ehrenwerther Bauer in Schasla, einem Dörfchen an der Donau, entdeckt worden; es habe sich ergeben, daß dieser Winczel, nach einer nicht ganz adrehten Jugend, dem weiland General der Kavallerie Jörschlam eine Reihe von Jahren treu gedient, nach dessen Tode aber eine Stelle im Dienste des Oberstleutnant Baron Tonigey angenommen habe. Im Hause seines neuen Dienstherrn wurde in den darauffolgenden Jahren ein großer Silberdiebstahl ausgeführt; Mar Winczel von Hertenheim blieb mit einigen Kameraden in Verdacht, wurde verhaftet, ließ längere Zeit im Untersuchungsgefängnis und verließ nach seiner Freilassung Wien, um mit seiner Braut in deren Heimat Schasla sich zu verheirathen.

Um alles dieses bis zur Evidenz herauszustellen, hatte man gerichtszeitig den dortigen Winczel verhört, dem sehr erregten Wanne, der heftig seine Unschuld bestritt, aber vorgehalten, daß ein Doppeltgänger von ihm, dessen Papiere genau wie die seinigen lauteten, in Nordwestchina lebe, und daß somit einer von ihnen ein Verleugrer sein müßte.

Da hatte dann Mar Winczel aus Schasla zitternd und bebend bekannt, daß er im Jahre 1848 seinem damaligen Herrn, dem General Jörschlam, beifällig geweten, dessen jüngsten Sohn in Arab in der Nacht vor dem zur Gelation bestimmten Tage durch Befreiung der Wälder zu retten und aus der Fesslung fortzubringen. Er habe dem General keine Papiere geben müssen, mit diesen sei der junge Herr in allergrößter Eile zu Pferde an die Grenze geschickt und er und sein Herr nach Pest geeilt, um in ähnlicher Weise so den ältern Sohn desselben zu retten.

„Diese Rettung ist mißlungen“, fuhr der Verfasser des Schreibens fort, „mein Bruder starb in Verwundung und die Namen seiner beiden Söhne standen in den Akten der Hingestorbenen; der Dienr Winczel's aber hatte alle Urkunde, um seines eignen Heils willen stiefes Schweigen zu beobachten, umsonst, als er bestimmt glaubte, sein junger Herr sei wieder eingefangen und wirklich hingerichtet worden.“

„Der Erbe der Familiengüter wurde ich, und jetzt, wo es mit mir jeden Tag zum Sterben kommen kann, bitte ich Euer Excellenz um Ihre wohlwollende Vermittelung, da ich mit Schrecken daran denke, jener Winczel auf Hohenheim, in der Nähe des herzoglichen Schlosses Trübsleben, könnte ein ganz Fremder sein, der auf unerklärliche Weise in den Besitz der Papiere gerathen ist, oder aber, was Gott in Gnaden verhüten wolle, ein Jörschlams hätte Urkunde zur Furcht gehabt vor der Rückkehr in sein Vaterland, wo doch, wie er wissen muß, die Amnestie allen politischen Verbrechern ertheilt war, und es somit in die Hütter seines Vaters wieder eingestrichelt werden würde.“

(Fortf. folgt.)

Sträfling Nr. 725.

Erzählung von Maurus Zlati.

Eines Tages vernahm die dorrdringenden Winenarbeiter ein dumpfdröhnendes Getöse unter ihren Füßen, wie wenn man über einen leeren Keller dahinfährt. „Wir haben die Mine unter den Füßen!“ lachten sie sich und begannen voll Freude der gefundenen Richtung zu folgen. Schon nach einer halben

Stunde stießen sie auf die Balken, die die Decke der Mine bilden, und indem sie dieselben vorsichtig emporhaben, machten sie eine genügende Deckung, um eine Leiter hinabzulassen zu können. Wölchli drang eine darauf verpestete, todbringende Luft aus

der erstirnten Mine, daß die Umstehenden einen Augenblick zurücktaumelten. Das ist ja ein Grubenbebel!

Der Anführer der Winenarbeiter ergriß eine Laterne und, ein Tuch vor den Mund pressend, kroch er in die Mine hinab, nachdem er noch verboten, daß sich jemand folgen solle. Nach wenigen Minuten kehrte er zurück. Sein Gesicht war ganz verblüht, kaum vermochte er ein Wort zu sprechen.

„Die Mine“, er sagte, „ist mit kochender Schwefel- und Kohlenäure angefüllt. Die Kisten haben offenbar alle hierher geschleppt, die an Apphus, Gallenleber und ähnlichen Krankheiten starben, vielleicht sogar auch die, die nur krank waren. Mehrere sind ich mich tödren und den Mund bewegen, als sie mich erblickten.“

Die freigegebenen Soldaten entsetzten sich bei diesen Worten. „Die Mine ist unglücklich!“ sagten sie sich und indem sie mit Spiritus getränkte Tücher vor den Mund banden, liteten sie in die hellste Grube hinab.

In der That fanden sie noch drei lebende Gestalten unter den Leichen, die sie elends aus Tageslicht beförderten und mit Eile zu retten begannen, um sie ins Leben zurückzurufen. Zwei erholten sich sofort, während der Dritte, ein alter Mann, bios durch ein leises Nagen verriet, daß er noch am Leben sei.

Man trug alle drei an die freie Luft, wo man sie am ambulanten Aesten übergab, die sie in die französischen Spitäler bringen ließen und sie in Pflege nahmen.

Im Spitale kennt man keine Reichthüm, friedlich liegt der Ruhe neben dem Kranken, und wenn dem Ruhen beide Hände abgedrückt sind, giebt er ihm sogar zu trinken und stoßt ihm die Weile. Raum dort, wo die eingebrochenen drei Ruhen in einem Saale niedergelegt, als ein der Genesung entgegenstehender Franzose den ältesten unter ihnen erkannte.

„Dies ist ja der Kanonenhund! Pavuro chien, wie kamst du von deiner Kanone los?“

Der Kanonenhund, der alte russische Gefangene, gab keine Antwort auf die Frage, sondern fuhrte nur und brüllte das Goldstück an sich, das er von seinem General erhalten.

Vergebens fragten ihn die Aerzte, was ihm sei, wo er Schmerzen habe, — er gab keine Antwort. Mit Mühe entnahm man seinen abgetriebenen Worten, daß er beüchten möchte. Man brachte ihn einen Gefäßchen.

Diesem beichtete er reumüthig, daß, während er sich unter Todeswunden in dem unterirdischen Raume awischen den verpesteten Leichen wandte, er auf den kochendsten Gedanken geriet, wenn er auch schon todt wäre. Diese Sünde möge ihm Gott verzeihen.

Seinen Namen nannte er nicht. Man sieht ja in der Nummer auf seinem Gesichte; die Nummer ist sein Name. Vielleicht ist er auch im Jenkitis unter dieser Nummer in dem großen Buche eingetragen, in welchem Schuld und Sühne aufgeschrieben sind.

Jetzt verstand er bios, man möge ihn ruhig sterben lassen. Die beiden anderen, die man gleichfalls lebend aus der Mine emporgeholt, waren zwei verurtheilte polnische Gefangene, bei denen der erste Mithenzig, mit welchem sie wieder zum Leben erwachten, ein Fluch gegen Rußland war.

Diesen sagte der Arzt vergebens, sie möchten an ihr Leben denken, vergessens der Weltliche, sie möchten an ihr Seelenleben denken, — sie kümmerten sich nicht um's Leben, nicht um den Tod, wenn sie, softe es auch ihren letzten Athemzug, nur erzählen könnten, was ihr Nation und was sie selbst gelitten und wie die schwache Seite der Rußen sei, denen sie so viele Leiden vergeten könnten.

Sie brauchten weder Ruhe noch Pflege, bevor sie Sebastopol's Befestigungen, die Stellung des russischen Heeres, den grimmigen Nachdruck der Asten beschreiben, und als der eine inmitten seiner leidenschaftlichen Rede verhielt, flüsterete er mit leister Anstrengung nach seinem Kameraden zu: „Erzähle weiter!“

Von diesem erzählt man den wahren Namen der Nr. 725 und seine Lebensgeschichte. Gewinnt hat er gelitten, wie ward er von seiner Kindheit an abgalt, bis er zum gedrohenen Greis geworden!

Und diesem so entsetzlich gemarterten Sträfling ist jetzt die Möglichkeit geboten, für so zahllose Leiden lühendbare Rache zu üben, sich der Worte seiner herbenden Mutter zu erinnern, die um ein Nachwerk aus Herz gebunden, und dieses auszuführen, — wohl spät, doch noch zur rechten Zeit. Er kennt alle Schwächen Sebastopols, er sah die Stadt von den Fundamenten aus erheben, er kann sämtliche Befestigungen berechnen und das ganze unterirdische Lagerwerk sieht er, wie auf einer Karte geseichnet, vor seinem Auge. Er ist mehr werth, als ein ganzes

Heer, wenn er den Belagern an's das entbedt, was man nicht in Sebastopol selbst nicht; so gut kennt wie er.

Weshalb also thut er es nicht? Er antwortet auf seine Frage. Bei den ermutigenden Worten schließt er die Augen. Als man ihn sagt, daß die, die um ihn stehen, seine Geistes seien, die ihm die Ketten abnehmen und ihn zu einem freien, glücklichen Menschen machen wollen; die gekommen seien, um Rache zu üben für die Thränen und das Blut von Millionen, die ein erfahrungslöser Despot seinem eifersüchtigen Despoten, — der schätzte die Gefangene nur den Kopf und küßte kein Haar:

„Der Jar ist gerecht, der Jar ist bestig.“ Sein Kamerad, der Wile, richtet sich auf seinem Lager empor und spricht rolende Worte zu ihm:

„Erinnerst du dich denn nicht, das sie uns verpestete, verweltete Seuchen in die unterirdischen Gänge schleppen ließen, und als auch wir von der verdorbenen Luft zu Boden geworfen wurden, sie uns halbtodt unter den Leichen zurückließen und uns in die Bestgrube einschlössen!“

Der Gefangene kreuzte bios die Hände auf der Brust. „Es war der Wille des Haren; der Wile des Haren ist heilig.“

Die französischen Offiziere redeten ihm zu, er möge sich nicht fürchten, hier sei er in Sicherheit unter ihnen, hier erreiche ihn weder der Kanon noch die Kugelnanfrage; hier habe er von seinen Feigern nichts zu fürchten.

Bei solchen Bemerkungen schauerte der geringe Mensch zusammen, furchtlich wandte er die Augen hinweg und erob die Arme zum Gesicht, wie wenn er sich verbergen wollte und stammelte dann:

„Der Jar ist allmächtig!“

Man sah ihm an, wie groß er etwas sagen möchte, sich aber nicht getraue; — in den Jahren furchtbaren Schicksals hatte er das Furchten gründlich erlernt. Der Jar ist ein starker, rührender Herr, der Jar ist der Stellvertreter Gottes; wenn sollte es einfallen, sich gegen Gott darüber zu beklagen, womit ihn Gott heimgeleht?

Der Jar hat es so gewollt; — der Wurm aber darf nicht daran denken, sich an seinem Geleier zu rächen.

Eine lautz blühende Dame trat an das Lager des sterbenden Gefangenen, eine jener wackern Frauen, die das Frontland verlasten, um voll oder Selbstopferung die Kriegsverbundenen zu pflegen. Sie fand Schweißgel des Heeres.

Die Dame wandte sich mit ermutigenden Trostworten zu dem Gefangenen und bot ihm mildernde Arzneymittel an.

Woll Anbrust hitte der Gefangene die Hand der Pflegerin, die über seine Stirne fuhr, und bat sie, für ihn armen Sünder zu Gott zu beten, die Armut aber wies er zurück. Er wollte feinerlei Heilmittel annehmen.

„So lange der Jar herrscht, ist solle leben, müste ich leben, da er aber nunmehr befall, ich solle sterben, so sterbe ich.“

Kein Breden konnte ihn bewegen, an seine Heilung zu denken.

Sein letzter Wunsch war, man möge ihm das Goldstück, das er um den Hals trug, nach dem Tode nicht wegnehmen, sondern ihn mit demselben begraben, weil sich das Bild des Haren darauf befände.

Ferner legte er seinen Pflegern dringend ans Herz, seinen Vorsetzten mitzutheilen, daß er bis zum letzten Athemzuge seinem Jaren ein treuer Unterthan geblieben, — wie wenn er beiräthete, daß die Hand des Haren selbst in den Himmel emporreichte und er auch dort oben noch Gädiger und Gelmans bestige, die den Angekrenzten erfassen und fesseln, oder daß es auch dort eine Gishülle nach dem Richter Spiritus gebe, in welcher die der Verdammnis überliefereten Rußen stant durch Feuer und Flamme, durch Eis und Schnee gequält werden.

Damit erob er beide Hände gen Himmel, richtete sich in seinem Bette auf die Seite empor und indem er mit vor furcht zitternder Stimme ausrief: „Gnade, Barmherzigkeit, Herr Gott!“ woz er sich auf das Gesicht vor jenem mächtigen Herrn, vor dem der Ruf des Knechtes dem des Herrichers gleich ist, und zu dem wieder der eine noch der andere mehr als die nadt, bloße Seele emporhien.

Und so sterben in dem Reiche aller Russen Millionen und Millionen und jedes Jahr werden an deren Stelle neue Millionen geboren, die dasselbe Schicksal zu erben sollen und denen es niemals zu fragen einfällt, weshalb das Leben nicht besser sei?

Ende.

Bunte Zeitung.

In den Weinen liegt der Sieg. Aus der militärischen Weltfamkeit des vor einigen Tagen in Wien verkörbten Feldzeugmeisters Freiherrn v. Helldorf ist so von Herrn v. Helldorf der Beter Lobd folgende Entsch. mit. „Eines Tages tritt der General unermüht in eine Unteroffiziers-Pfanzschule, wie sie in der

zweiten Hälfte der siebziger Jahre noch befanden. Er ist durch den vortragenden Offizier einen Gelehrten aufsuchen und drüßen. Der Gelehrte bemächt sich, einige latidische Bekehrten, die man ihm einblaudt, und als tonus von sich zu geben. „Sie, Gelehrter, unterirdisch Baron Nofezawig den Epreder, lassen Sie das alles und zeigen Sie mir einmal, wie der Soldat seinen Fußlappen ankommenhen soll?“ Der Gelehrte blickte dem General ins Ge-

